



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

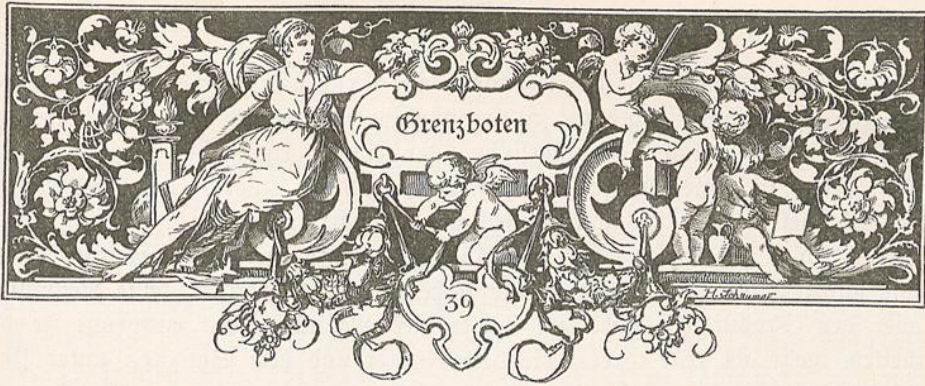
**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Soldatentreue

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Soldatentreue



s soll hier nicht an den von dem Soldaten geleisteten Eid der Treue erinnert werden, denn es giebt heutigentags zuviel junge Leute im Heere, für die die Thatsache, daß sie den Herrn von Himmel und Erde als Zeugen für den Ernst ihres Gelübdes anrufen, nichts ist als eine unverständliche oder inhaltlose Form, und denen man deshalb auch — abgesehen vom rein strafrechtlichen Standpunkt — eine Vernachlässigung der eidlich eingegangnen Verpflichtung nicht als einen mit vollem Bewußtsein und in vollem Ernst verschuldeten Eidbruch beimessen könnte. Der „Vorwärts“ oder, wie es eigentlich heißen müßte, das „Vorwärts“ würde uns schön auslachen, wenn wir ihm mit solchen „ausgeleiterten Geschichten“ wie Fahneneid kämen. Aber es giebt neben dieser feierlich eingegangnen Verpflichtung, die allerdings, wie wir dem „Vorwärts“ gegenüber einräumen müssen, nur für den einen Sinn hat, der überhaupt an Gott glaubt, auch noch ein rein menschliches, von der Religion unabhängiges Gefühl, das, ohne daß wir uns zu dessen Schilderung schöner Worte zu bedienen brauchen, einfach dahin geht, daß ein richtiger Kerl hält, was er verspricht. Auch in Bezug auf die Treue des richtigen Kerls, die ein köstliches und ein in der deutschen Armee, um nur von dieser zu reden, häufiges Kleinod ist, würden wir uns auf Zureden zu einer nachsichtigen Mindestforderung bestimmen lassen. Da dem Soldaten, dem sogenannten gemeinen Mann, die Wahl, ob er sich verpflichten will oder nicht, in keinem Falle gelassen wird, so ist es deshalb auch vom rein menschlichen Standpunkt begreiflich, wenn die gezwungenerweise übernommene Verpflichtung dem Herzen nicht so nahe steht wie eine spontan eingegangne.

Das mag alles, so wenig es vom rein militärischen Standpunkt in Frage kommt oder in Frage kommen kann, ganz richtig sein; wenn es sich dagegen um militärische Führer, sagen wir kurz um Offiziere handelt, bekommt die Sache sogleich ein andres und viel ernsteres Aussehen. Denn da der Offizier die freie Wahl gehabt hat, an der es dem andern fehlte, so muß es sehr schlimm kommen, wenn man für seinen Entschluß, auf Grund eignen Urteils Farbe zu wechseln, eine ausnahmsweis vorhandne Be-

rechtiung einräumen soll; es giebt sogar eine streng militärische Anschauung, der wir zuneigen, ohne sie als die einzig mögliche und verständliche bezeichnen zu wollen, und die solche Ausnahmefälle unter keinerlei Umständen zugiebt. Diese Auffassung ist ohne Zweifel etwas schroff, und sie trägt — was allerdings ein Mangel ist — der unwiderstehlichen Gewalt, mit der im Leben ganze Heereshaufen und mit ihnen die Einzelnen oft in unvorhergesehenster Weise wie durch Wind und Wellen hin und her geworfen werden, keine Rechnung, aber den Traditionen und dem Wesen des Militärstandes entspricht sie bei weitem mehr als jene lagere, die dem Führer und dem Soldaten unter Umständen erlaubt, frei zu urteilen, zu entscheiden und zu handeln, als wenn er des ihn fesselnden Eides implicite ledig geworden wäre.

Es bringt der guten Sache nie Nutzen, sich in solchen Fragen für die Extreme zu begeistern; wenn hier die strengere Auffassung verfochten wird, so geschieht es nicht, um damit denen entgegenzutreten, die abweichender Meinung sind, sondern um daran zu erinnern, wie berechtigt vom rein militärischen Standpunkt die Ansicht derer ist, die dem Soldaten keine andre Richtschnur geben als den erhaltenen Befehl, und die zur Vermeidung von Gewissenskonflikten nicht annehmen, daß es für sie oder für andre Militärs eine Ausnahme von dieser Regel geben könnte. Je mehr sich die Ansicht, daß der Offizier nicht bloß berechtigt, sondern auch verpflichtet sei, in gewissen Fällen dem Zuge des Patriotismus und sonstiger persönlicher Gefühle zu folgen, anstatt — wie die althergebrachte Überlieferung lehrt — blind bei dem Wortlaute seines Eides und des erhaltenen Befehls zu verharren, neuerdings auch in geschichtlichen Werken in einer Weise kundgiebt, die für das höchste Palladium des Offizierstandes, seine unwandelbare Treue, eine gewisse Gefahr in sich birgt, um so mehr ist eine Erörterung der hier in Frage kommenden allgemeinen Ansichten am Platze.

Es liegt uns fern, Verwunderung oder Befremden zu empfinden, wenn unsre Ansicht nicht geteilt, und wenn der entgegengesetzte Standpunkt mit überraschender Sicherheit, glühendem Eifer und vielem Selbstbewußtsein begründet wird. Zwei Menschen können von den vernünftigsten Anschauungen ausgehn und von den besten Absichten beseelt sein, ohne deshalb zu einem Einverständnis über Dinge zu gelangen, von denen man meinen sollte, es könne über sie nur eine Meinung herrschen, die allein richtige, wahre. Da alles menschliche Urteil unvollkommen und einseitig ist, so stehn sich im Rahmen dieser Unvollkommenheit meist je zwei Anschauungen gegenüber, von denen jede ihre Mängel und ihre Vorzüge hat, und von denen sich der Einzelne die anzueignen pflegt, die seinen sonstigen Ansichten am meisten entspricht. Zu einem Austrag in dem Sinne, daß die einen Recht und die andern Unrecht behalten, wird es in vielen Fällen nicht kommen: es genügt dabei meistens, wenn durch eine rechtzeitige Aussprache die besondrer Gefahr vermieden wird, die darin besteht, daß die Anhänger der Mode gewordenen Ansicht die andern totschreien und damit, oft ohne es zu wollen oder sich dessen bewußt zu sein, ein ganz schiefes, einseitiges Urteil als Norm aufstellen.

Patriotismus, der auf Grund eignen Urteils handelt, ist eine herrliche

Sache, wo er hingehört. Die moderne Ansicht ist, daß er überall hingehört, auch in die Armee, und nach dem Grundsatz, daß das Schöne und das Gute nirgends von Übel sein können, wäre ja auch dagegen kaum etwas einzuwenden. Wenn die Sache nur nicht auch ihre großen Schattenseiten hätte, von denen die schlimmste die ist, daß der Patriotismus bisweilen durch sonderbare Brillen sieht, und daß ein Offizier, der sich nicht streng an die Vorschrift hält und sich nicht an ihr genügen läßt, durch seinen Patriotismus leicht auf Abwege geraten kann, Abwege, die sich bei den ersten Schritten ganz nett anlassen, ihm aber weiterhin allerhand unerwünschte Überraschungen bereiten. Wer fürs Gehorchen bezahlt ist, soll sich am Gehorchen genügen lassen. Wie der, der sich auf einen gesperrten Weg begeben hat und da unverschuldeterweise Schaden anrichtet, haftpflichtig wird, weil er sich in delicto befand, als er den Schaden anrichtete, so wird dem, der statt einfach zu gehorchen die eignen Wege geht, auch die culpa levissima nicht nachgesehen. Da liegt für den in politischen Dingen gegen die Vorschrift handelnden Militär die Gefahr.

An Leuten, die urteilen, denken, Pläne schmieden, andre vom Stuhle drängen, um sich selbst darauf zu setzen, die anklagen, verfolgen, die Mit- und die Nachwelt anrufen, das, was aller Welt weiß erscheint, schwarz sehen, fehlt es im politischen Leben nicht, darüber ist man sich wohl allseits einig: eher könnte man im öffentlichen Leben etwas mehr Stetigkeit wünschen. In Monarchien wie in Republiken muß man ein Fortschreiten wünschen, aber ein stetiges: ein Segeln unter Ballast, ein maßvolles und ordnungsmäßiges Fortschreiten wie das allmähliche Wachstum der Pflanze. Bei rechter Zeit Störungen zu vermeiden und Übereilungen vorzubeugen, muß die Regierung freie Hand haben. Die sichert ihr nach innen und nach außen die Armee.

Die Armee hat seit der Ritterzeit und seit den Tagen des Landsknechtums die merkwürdigsten Wandlungen durchgemacht; heutzutage wird sie als das Volk in Waffen bezeichnet. An poetischem Schwung fehlt es diesem Ausdrucke nicht, auch nicht an einiger Wahrheit: nur muß sie um Himmels willen nicht bloß das, sondern auch wirklich die friedliche und kriegerische Stütze der Regierung sein. Was immer für eine Regierung ein Volk haben oder sich geben möge, auf eins muß es dabei im Interesse des Ganzen wie des Einzelnen Obacht haben: die Regierung muß stark sein. Alles übrige ist Nebensache. Stark nach außen und stark nach innen. Wenn ich das Unglück gehabt hätte, in einem sozialistischen oder in einem Priesterstaate geboren zu sein, so würde ich zunächst versucht haben, auszuwandern, das wäre das erste und eiligste gewesen, aber wenn das aus irgend einem Grunde unausführbar gewesen wäre, so würde ich doch mein möglichstes thun, daß die mir im Grunde verhasste Regierung meines Landes stark würde oder stark bliebe. Denn wem wäre die schlechteste Regierung, die aber das Heft fest in den Händen hat, nicht lieber als die bestgemeinte Anarchie?

Die Armee ist das Heft, das die Regierung in der Hand haben muß; ihre Treue kommt jeder Regierung und jedem Lande zu gute. Ob die Verfassung monarchisch oder republikanisch sei, macht keinen Unterschied. Eine

Armee, die unter dem Einfluß politischer Parteiungen steht und sich mit Pronunciamentos und Militärrevolten befaßt, ist recht eigentlich ein Glaskescher, an dem sich der auf das gefährlichste verlegt, der damit zuhauen will. Nun könnte man freilich sagen, auch auf diesem Gebiete gebe es Abstufungen und Schattierungen, und bei der Erörterung dieser überaus delikaten Frage gleich von Pronunciamentos und Militärrevolten zu reden, heiße nicht bloß mit der Thür ins Haus fallen, sondern zeige auch, was man durch die Wahl eines krassen Beispiels in Rücksicht auf die Beurteilung des Prinzips bewirken wolle. Das ist im allgemeinen ein begründeter Einwand, denn est modus in rebus sollte in der That überall gelten. Wenn nur eins nicht so schwer zu bestimmen wäre: die Grenze, wo in zweifelhaften Fällen der blinde Gehorsam aufhören, und wo das selbständige, durch den Patriotismus bestimmte Urtheil in Thätigkeit treten soll. Suche und finde diese Grenze, wer sich immer dazu berufen fühlt. Ich habe den Eindruck, daß für die Regierung der von dem eignen politischen Urtheil geleitete militärische Befehlshaber immer ein schlechtes, unzuverlässiges, der blind gehorchende immer ein brauchbares, verlässliches Werkzeug sein wird, und da ich die Armee, neben ihrer rein erziehenden Thätigkeit, lediglich als ein der Regierung unentbehrliches Werkzeug ansehe, so gehe ich von dem Grundsatz aus: der Soldat, vom Brotwagenfahrer bis hinauf zum Feldmarschall, soll sich an seinen Fahneneid und an die erhaltenen Befehle halten, er soll für den kämpfen, dem er Treue gelobt hat. Das ist einfach und bündig: jeder kann damit fertig werden, und der Gewissensbelastung, die darin liegt, daß man selbständig abwägen müßte, welches die dringendere Pflicht sei, bleibt damit zweckmäßigerweise der enthoben, den der militärische Gehorsam bindet. Den Freunden des Umsturzes von Babels und Liebnechts Schlage leuchtet das freilich nicht ein, und daß es ihnen nicht einleuchtet, ist für mich ein sehr bedeutsamer Fingerzeig, denn alles, wozu sie raten, betrachte ich mit Mißtrauen, während in meinen Augen für alles, wovon sie warnen, die Vermutung spricht, daß es für das Gedeihen und Erstarken des Rechtsstaats von Nutzen sei. Freilich kann es vorkommen, und ist es vorgekommen, daß der Soldat, der sich blind an den Befehl hält, gegen die Interessen des eignen Landes zu handeln hat. Das ist, wenn es vorkommt, selbstverständlich aufs tiefste zu beklagen, und wen von den Regierenden in einem solchen Falle die Verantwortung trifft, der hat schwerer als schwer daran zu tragen. aber für die Mannszucht und Brauchbarkeit der Armee bleibt immerhin die Verwendung zu einem dem Lande nicht zukünftlichen Zweck das kleinere Übel, wenn wir ein solches zweckwidriges Kämpfen in einmütiger Haltung mit dem weit schwereren Unheil vergleichen, das entsteht, wenn bei einer sonst braven und brauchbaren Truppe die Bande der Disziplin und des Gehorsams durch politische Erwägungen und Bestrebungen gelockert werden. Der blinde Gehorsam, den wir damit von der Truppe als Ganzem wie von dem Einzelnen beanspruchen, verträgt sich, wenn man die Sache vom richtigen Standpunkt auffaßt, mit der unbedingten Freiheit des geistigen Urtheils, auf die jeder Anspruch hat, sehr wohl. Es kommt nur darauf an, daß man sich während der Dienstzeit als willenlosen Bestandteil der Armee, und diese wieder als Werkzeug

der vom Lande anerkannten Regierung ansieht, so fällt jedes Schwanken, jede Unsicherheit, aber auch jede Gefahr geistiger Knechtschaft weg. Was man thut, thut man ohne zu mäkeln für das gemeinsame Wohl mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß man seiner Pflicht genügt. Mehr leistet man natürlich, wenn man von patriotischer Begeisterung getragen und hingerissen wird, aber wenn die Verhältnisse so liegen, daß man dieser mächtigsten Triebfeder entraten muß, so ist unbedingter, pflichtwilliger Gehorsam das einzige, was in solchen schwierigen Augenblicken den Bestand, den Geist und den Ruf der Truppe rettet. Das wird jeder bestätigen, der, wenn nicht bei der eignen, so doch bei einer fremden Truppe die Verheerungen mit angesehen hat, die in jeder militärischen Gemeinschaft durch selbständige politische Parteinahme des Einzelnen verursacht werden.

Ich möchte in diesem Sinne namentlich auch den Geschichtsforscher, mit dem die Rücksicht auf allgemeine objektive Erwägungen leicht durchgeht, recht eindringlich daran erinnern, daß die Anschauung, die dem Befehlshaber und der Truppe selbständige, mit den erhaltenen Befehlen oder den allgemein eingegangnen Verpflichtungen kollidierende Entschlüsse und Handlungen verbietet, verständig, gesund, der Ordnung zu gute kommend ist, und daß er fehlgehn würde, wenn er glaubte, sie da als unpatriotisch und landesverrätherisch brandmarken zu müssen, wo ihr unter Umständen gefolgt worden ist, die ihm im Interesse des Landes oder der Freiheit oder des Fortschritts andre Maßnahmen zu fordern schienen. Damit soll nicht gesagt sein, daß ich selbständige patriotische Entschlüsse, die von Truppen und Heerführern wider den strengen Wortlaut erhaltener oder vorauszusetzender Befehle gefaßt worden sind, nicht begriffe oder leidenschaftlich angreifen möchte; auch hier würde der Buchstabe töten. Nur insoweit als es darauf ankommt, festzustellen, daß die nicht auf eigne Hand und nicht nach eigener Wahl, sondern streng nach Befehl handelnde Truppe der militärischen Regel entspricht und wegen ihres Gehorsams Anspruch auf Anerkennung hat, möchte ich das alle möglichen Fälle umfassende Prinzip, daß vom Soldaten Gehorsam und, was seine Handlungsweise im großen und ganzen anlangt, nur Gehorsam verlangt wird, recht unzweideutig und allgemein erkennbar in den Vordergrund rücken.

Die Vorkommnisse des Jahres 1813, die dem Deutschen hierbei unwillkürlich einfallen, können wir hier um so eher außer Betracht lassen, als die deutsche Geschichtschreibung in der Hauptsache beiden Anschauungen gerecht geworden ist und in ihrer Freude über das willkommne und — gelungne Wagnis nicht die achtungsvolle Rücksicht außer Augen gelassen hat, die man der treuen aber schweren Pflichterfüllung derer schuldete, die mit blutendem Herzen ihren patriotischen Wünschen Schweigen auferlegt und als Soldaten streng nach dem Befehl gehandelt hatten.

Das französische Urtheil geht in dieser Beziehung von ganz andern Anschauungen aus, und ich glaube in der That, daß daran im Wege geschichtlicher Entwicklung nicht bloß die Mißbräuche der Hofwirtschaft unter den Bourbonen, die radikalen Anschauungen der Encyclopädisten und der Umsturztäumel der außer Rand und Band gekommenen Menge schuld sind, sondern

daß der Mangel an Verständnis für schweigenden Gehorsam, blinde Disziplin und ungeheure Aufopferung dem Franzosen, namentlich dem des Südens und des Südwestens und vor allem dem Pariser, Lyoner und Marseiller ebenso angeboren ist wie so manches andre, das ihn vom Deutschen gerade in den wesentlichsten Dingen unterscheidet. Patriotische Begeisterung, politische Parteinahme und gegenseitige Veräucherung auf breitester Grundlage gehn ihm über alles: der erste beste Abenteurer, der sich wie Napoleon der Erste darauf versteht, den Ehrgeiz des Volkes zu befriedigen und seiner Eitelkeit zu schmeicheln, kann viel mit ihm anfangen, so lange er Glück und Erfolg hat: aber es muß gesprochen, umarmt, posiert und Viktoria geschossen werden, sonst ist kein Leben im Brotsack, und Führer wie Regierende sind „Verräter.“ Das glitzernde und blendende, von dem einen so, von dem andern anders gedeutete Honneur et Patrie, das nach einer Reihe von Siegesfeuerwerken zur schließlichen Katastrophe von 1813 geführt hatte, und von Napoleon III. und dem Diktator Gambetta ohne bessern Erfolg wieder hervorgeholt worden war, genügt, weil es zu vag und zu dehnbar ist, für den Katechismus einer Truppe nicht. Schweigen und Gehorchen klingt viel weniger schön und würde als militärischer Wahlspruch auf die französische Armee passen wie die Faust aufs Auge, aber wie so manchmal im Leben unscheinbare Dinge nützlicher und unentbehrlicher sind als nach viel und mehr aussehende, so könnte man mit einer Truppe, die sich aufs Schweigen und Gehorchen verstünde, das Honneur et Patrie unbedenklich jedem Einzelnen zur selbständigen Interpretation überlassen.

Wie die sogenannte große französische Revolution in den sie begleitenden Erscheinungen ein merkwürdiges Spiegelbild der Charaktereigenschaften des weniger empfehlenswerten, sich desungeachtet aber besonders hervordrängenden Teils des französischen Volks ist, so ist diesem durch den verursachten Umsturz auch das Verständnis für prinzipmäßig bewahrte militärische Treue der Regierung gegenüber vollständig verloren gegangen: der Soldat stützt und stürzt die Regierung auf den Wink des ersten besten mit patriotischer Beredsamkeit begabten Advokaten oder sich auf populäre Reklame verstehenden, galanten und gut berittnen Generals.

Und dieser prätorianische Zug läßt sich ohne Mühe im französischen Heere bis zurück in die letzten Jahre vor dem Ausbruch der sogenannten großen Revolution verfolgen. Diese ist, was Leistungen und Motive anlangt, von manchen Seiten überschätzt worden, wie man ja auch für ein Gewitter, dessen Hagel man nicht auf die eigne Saat hat niederprasseln sehen, von ganzem Herzen dankbar ist, weil es, wie man sich ausdrückt, die Luft gereinigt, das Atmen erleichtert und den Staub weggeschwemmt hat. Für das französische Heer sind, trotz der darauf folgenden und aus ihnen hervorgegangnen Napoleonischen Sieges- und Eroberungsperiode, die Revolutionsjahre eine moralische Katastrophe geworden, von der es sich auch in den Tagen der glänzendsten Erfolge nur scheinbar erholt hat. Wirklich aus dem Herzen kommende Botmäßigkeit und Unterwerfung, wie man sie nicht bloß von dem Soldaten und dem Unteroffizier, sondern womöglich mehr noch von dem Offizier erwarten soll, sind aus dem Fühlen und Denken der Bevölkerung auf weiten Strichen, und zwar

nicht bloß in den großen Städten und in Fabrikdistrikten, nahezu verschwunden. Inmitten der für den militärischen Standpunkt geradezu widerlichen Unzuverlässigkeit der *gardes françaises* unter Ludwig XVI. steht die Treue der Schweizergarde, die doch eigentlich nur eine fremde Soldtruppe war, wie ein leuchtender, köstlicher Edelstein, und man möchte geglaubt haben, Frankreich würde es sich, als es unter Ludwig XVIII. und Karl X. zu geordneten Zuständen zurückgekehrt war, nicht haben nehmen lassen, ein an die helvetische Treue erinnerndes Monument in Paris zu errichten. Aber wer das erwartet hätte, würde die Franzosen schlecht gekannt haben. Wie sie die *gardes françaises* wegen ihrer Unzuverlässigkeit, um die Sache nicht mit einem andern Namen zu nennen, nie getadelt haben, so ist ihnen auch militärisches Gefühl für die heldenmütige Aufopferung der im Tuilerienhof beinahe unter den Augen des Königs niedergemetzelten Schweizergarde weder jemals von selbst beigegeben noch je von maßgebender Seite eingeflößt worden. Der verwundete sterbende Löwe, die Krone jedes echten Soldaten, erhielt in Luzern seinen Platz, und wie in Frankreich das die militärische Treue feiernde und verewigende Monument fehlte, so fehlten auch die Gesinnung und die Nachfolge. Weder Karl X., noch Louis Philipp, noch die Kaiserin Eugénie haben sich mit Hilfe der Armee, die doch nicht zum Späße, sondern zum Schutze der Regierung da war, zu halten gesucht. Die Art, wie sich alle drei, einer nach dem andern *sans tambours ni trompettes* aus dem Staube gemacht haben, erscheint dem Franzosen nicht schimpflich für die Armee, weil er es netter findet, wenn die Truppen mit Advokaten, hohlyphrasigen Schreibern und *voyous* fraternisieren, als wenn sie sich für sich halten und tüchtig zuschlagen, sobald der Sanhagel Wiene macht, sich in die Regierungssachen zu mischen. Einem Deutschen könnte das ja als Gegner der Franzosen an und für sich nur recht sein, aber es giebt doch so eine Art Soldatenfreimaurerei, die es mit sich bringt, daß einem ein ordentlicher französischer Soldat — und deren giebt es genug — näher steht als ein schwafelnder Bebelianer, und da thut es einem wegen der anständigen Elemente in der französischen Armee leid, daß das Land von ihnen zwar die Fähigkeit *de se débrouiller* und möglichst theatralische Bravour sowie einen in allen Farben schillernden Patriotismus verlangt, von ihnen aber das Einzige nicht erwartet, was den Soldaten wirklich zum Soldaten macht: schweigenden Gehorsam und blinde militärische Treue.

Was sie mit der Verurteilung Bazaines für einen Streich gemacht haben, wissen die Franzosen heutigestags noch nicht. Sie glauben einen Verräter mit Fug und Recht gebrandmarkt zu haben, und der Herzog von Nemours, dessen guten Glauben man nicht zu bezweifeln braucht, ist in der Überzeugung gestorben, seinen afrikanischen Lorbeeren mit dem Versailler Kriegsgericht ein neues glorreiches Blatt hinzugefügt zu haben. Daß man den Marschall nicht zum Herzog von Metz ernannt hat, ist ja begreiflich; ein wenig angekränkt vom Sybaritismus des zweiten Kaiserreichs mag er ja wohl gewesen sein, aber daß ihn das Schicksal in eine Lage gebracht hatte, aus der sich nur ein überaus energischer, rücksichtsloser und eminent begabter Mann mit leidlichen Ehren hätte ziehen können, war doch kein Grund, aus dem einer ungewöhn-

lichen Aufgabe nicht gewachsenen General, der mit dem Feinde nie ohne vorgängige Befragung des Kriegsrats in Unterhandlung getreten war, einen Verräter zu machen. Es ist schon jetzt bekannt, und einzelne Aufzeichnungen, die man zu veröffentlichen noch zögert, werden es aller Welt außer den Franzosen entseßlich klar machen, daß Bazaine außer einem Mangel an hervorragenden Fähigkeiten, für den die verantwortlich sind, die ihn zum Marschall empfohlen und ernannt hatten, nichts zum Vorwurf gemacht werden kann. Er ist mit vielen schönen Redensarten, zu denen der Herzog von Numale mehr beigetragen hat, als man von einem Soldaten hätte erwarten sollen, unschuldig verurteilt worden, und die ohnmächtige Wut des französischen Volks über die ihm von Deutschland zugefügte Niederlage ist das einzige, was die irgeleitete öffentliche Meinung und den von ihr gemafregelten Gerichtshof auch nur einigermaßen entschuldigt. Hätte man statt verletzter nationaler Eitelkeit wirklich militärisches Empfinden im Herzen gehabt, so würde man über die Handlungsweise des Marschalls und seine Gründe nicht im Zweifel gewesen sein. Die Pariser Advokaten und Schreier, die den 4. September inszeniert hatten, sich aber sonst trotz guten Willens und großer Geschäftigkeit keiner besondern Erfolge rühmen konnten, waren allerdings für Bazaine, der nur Offiziere des Kaiserreichs um sich hatte, und dem es für das Verständnis Gambettascher und Trochuscher Beredsamkeit an den nötigen Vorbedingungen fehlte, so gut wie nicht vorhanden. Die Regentin blieb für ihn nach der Gefangennahme des Kaisers nach wie vor die, von der er Befehle zu empfangen hatte, und man braucht sich nur die Kaiserin Maria Theresia an die Stelle der Kaiserin Eugénie zu denken, wenn man einsehen will, daß die Schuld nicht bei dem auf eine Initiative der Kaiserin wartenden General war, sondern bei der ausbleibenden Initiative. Daß man einem Herrscherhause weiter anhängen könne, das nicht mehr den unvergleichlichen Vorzug genöffe, beim Pariser Pöbel populär zu sein, war etwas, was über die Begriffe des Durchschnittsfranzosen ging, was aber, sollte man denken, Offizieren hätte begreiflich erscheinen müssen.

Nichts ausgerichtet, Geschütze, Adler und Festungen verloren hatten andre auch. Mac Mahon, Trochu, Ducrot, Bourbaki waren in ähnlicher Lage gewesen wie Bazaine, nur daß Bourbaki nach der Schweiz hatte ausweichen können, daß Mac Mahon infolge seiner Verwundung am 2. September früh im Augenblicke der endlichen Katastrophe von Sedan kein Kommando geführt hatte, und daß, was Trochu und Ducrot anlangte, Paris eine Falle war, aus der sich mit Posen, Ausfällen und Proklamationen mehr machen ließ als aus Metz. Herausgekommen aus der Falle sind sie auch nicht. Bazaines Unrecht war also, wenn wir von dem thatsächlichen Mißerfolge, den er mit den übrigen teilte, absehen, nur sein geringes Zutrauen zu den Pariser Schreibern, das wir ihm nachfühlen, und die Treue für das napoleonische Haus, die ihn ehrt.

